

Über Mut im Untergrund

Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand
Reihe B: Quellen und Zeugnisse, Band 5
Herausgegeben von Peter Steinbach und Johannes Tuchel

Ilse-Margret Vogel

Über Mut im Untergrund

Eine Erzählung von Freundschaft, Anstand und
Widerstand im Berlin der Jahre 1943–1945

Herausgegeben von Jutta Hercher und Barbara Schieb

Lukas Verlag

Die Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel »Bad Times, Good Friends. A Personal Memoir« bei Harcourt Brace Jovanovich, Publishers, San Diego.
Eine zweite, erweiterte Paperback-Ausgabe erschien 2001 im Verlag The Sheep Meadow Press, Riverdale-on-Hudson, NY.

© by Lukas Verlag
Deutsche Erstausgabe, 1. Auflage 2014
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Übersetzung aus dem Englischen: Jutta Hercher
Gesamtgestaltung: Lukas Verlag
Umschlagfoto: Ilse Vogel (rechts) auf dem Kurfürstendamm in Berlin, 1946
Druck: Westermann Druck Zwickau

Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-157-0

Inhalt

Vorwort	6
Ilse	9
Der Kleine König	14
<i>Hoffnung</i>	44
Fred.....	47
<i>Angst</i>	67
Vera.....	69
<i>Liebe</i>	86
Otto	88
<i>Hunger</i>	93
Hajo	94
<i>Verlust</i>	129
Oskar (<i>Götterdämmerung</i>).....	132
Wiedersehen in Berlin, 1993	189
Personen.....	194
Editorische Notiz	196
Nachwort	198
Dank	220
Bildnachweis	221

Vorwort

ALLE HIER ERZÄHLTEN GESCHICHTEN ereigneten sich in Berlin während der letzten zwei Jahre Nazi-Deutschlands, von 1943 bis zum bitteren Ende 1945, als die russische Armee um Berlin kämpfte und die Stadt eroberte. Ich war fast dreißig, wie die meisten meiner Freunde.

Diese Geschichten handeln von unserem Leben. Wir alle hassten Hitler, seine Ideologie, seine Lügen, seine Verbrechen, das Regime ohne Freiheit, ohne Menschlichkeit und so offensichtlich ohne Gerechtigkeit. Mit großen Taten prahlen können wir nicht. Wir haben auch keine Nazis umgebracht oder verletzt. Aber wir haben oftmals unser Leben riskiert und Widerstand geleistet, indem wir Menschen halfen, die aus rassischen oder politischen Gründen verfolgt und schikaniert wurden. Wir halfen und versteckten auch jene, die aus moralischen und ethischen Gründen den Kriegsdienst verweigerten. Vielleicht wundern sich manche Leser, dass es Menschen, vor allem jungen Männern, gelang, durch das gut organisierte und effiziente Netz der staatlichen und militärischen Überwachung zu schlüpfen. Es war erstaunlich, und es war vor allem in den großen Städten möglich, wo Menschen in der Menge verschwinden konnten. Viele Deutsche kamen nach Berlin, mit dem Vorsatz, dort unterzutauchen. In gewisser Weise wurde es für die Menschen immer einfacher, durch Hitlers Überwachungsnetz zu schlüpfen, je länger der Krieg dauerte, die Fliegerangriffe zunahmen und schließlich das Chaos regierte.

Heute werde ich oft gefragt: »Warum hast du Berlin nicht verlassen, wo du durch die häufigen Bombenangriffe so in Gefahr warst?« Die Antwort lautet, dass kleinere Städte zwar nicht so heftig bombardiert wurden, dort aber andere ernsthafte Gefahren drohten. Jeder, der hier nicht die Regeln und Vorschriften der Nazis befolgte, der nicht für Hitler zu sein schien, machte sich verdächtig; einmal unter Verdacht, war das Konzentrationslager nicht weit. Nachbarn wurden sogar aufgefordert und belohnt, wenn sie einander ausspionierten. In den Großstädten kamen Menschen mit einem unangepassten Verhalten eher davon. In Görlitz, meiner Heimatstadt, machte sich jemand schon verdächtig – und konnte denunziert und verhaftet werden –, wenn er nicht den vorgeschriebenen Hitler-Gruß zeigte, den rechten Arm hob und »Heil Hitler« rief.

Wenn ich in den Ferien nach Hause fuhr, passierte es oft, dass meine Mutter mich vor der Tür des Geschäftes, in dem sie einkaufte, stehen ließ, weil ich diesen Gruß verweigerte – oft in eisiger Kälte. Sie wusste, wenn ich den Laden betrat, würde ich so grüßen, wie es vor den Hitler-Jahren üblich war.

Die NSDAP und ihre Funktionäre hatten die Menschen in den Kleinstädten fest im Griff, denn hier ließ sich die Bevölkerung leichter kontrollieren und überwachen. Ich bin sicher, ich als impulsive Person wäre in einem Konzentrationslager geendet, wenn ich nicht in die Großstadt gezogen wäre. Unter den Berlinern, bekannt für ihre Widerstandsgeist, ihren galligen Humor und ihre Unabhängigkeit, waren Personen wie ich sicherer – trotz der Bombenangriffe.

Manche wundern sich vielleicht, warum ich nicht ganz aus Deutschland geflohen bin. Auch hierfür gibt es eine einfache Antwort. Meine Freunde und ich glaubten fest daran, dass der Krieg schnell zu Ende sein und Hitler besiegt würde; deshalb gab es für uns keinen Grund, unser Land zu verlassen. Als die Zeit voranschritt und die Stadt um uns herum Stück für Stück in Trümmer fiel, gewöhnten wir uns, gemäß der menschlichen Natur, an die Härten, die das Schicksal uns auferlegt hatte. Gleichzeitig merkten wir, dass wir auf unsere Weise helfen konnten, den Widerstand gegen die Nazis zu unterstützen.

Seitdem sind fast fünfzig Jahre vergangen. Und da ich weder Historikerin bin noch mir damals Notizen gemacht habe, sind ein paar Daten vielleicht nicht ganz korrekt. Aber was ich hier berichte, ist tatsächlich passiert und hat sich unauslöschlich in mein Bewusstsein eingebrannt.

Falls sich der Leser fragt, warum ich erst jetzt – fast ein halbes Jahrhundert später – über diese Jahre berichte, kann ich dazu erklären: Viele meiner amerikanischen Freunde, besonders Nancy Willard und Stanley Moss¹, die mich von den Kriegsjahren in Berlin erzählen hörten, drängten mich, diese Erinnerungen aufzuschreiben. Schließlich willigte ich ein. Obwohl es bereits zahlreiche Bücher und Filme über Hitlers Terrorregime gibt, haben die meisten Amerikaner keine Vorstellung von den Nöten und Gefahren, denen meine Freunde und ich im täglichen Leben ausgesetzt waren. Noch größer ist mein Wunsch, die Menschen auf die Tatsache aufmerksam zu machen, dass nicht alle Deutschen Nazis waren; es gab einige, die, auch wenn sie nicht in die Kategorie »Helden« passen, so doch mutig genug waren, für ihre besondere, eigene Form des Widerstands ihr Leben zu riskieren. Um über all diese schmerzhaften Erfahrungen zu schreiben, brauchte ich einfach den zeitlichen Abstand und die Kraft.

1 Nancy Willard, geboren 1936, amerikanische Schriftstellerin und Kinderbuchautorin. – Stanley Moss, geboren 1925, amerikanischer Dichter und Verleger der zweiten Auflage von »Bad Times, Good Friends« in The Sheep Meadow Press, New York, 2001.

Ilse

BEVOR ICH VON MEINEN FREUNDEN ERZÄHLE und von den Jahren, die ich in Berlin verbrachte, sollte der Leser etwas über mein Leben vor dieser Zeit erfahren.

Verkehrtherum, so betrat ich diese Welt. Meine Zwillingsschwester kam, wie es sich gehört, mit dem Kopf zuerst. Sie war bereits eine Stunde auf der Welt, während es dem behandelnden Arzt nicht gelang, die Blutungen meiner Mutter zu stoppen. Da rang er die Hände und verkündete mit verzweifelter Stimme: »Um Himmels Willen! Da ist ja noch eins drin!«

In welcher Phase ich mich entschieden hatte, verkehrtherum geboren zu werden, weiß niemand. Vielleicht war es eine Weigerung, die dunkle, warme Ruhe zu verlassen, die mich neun Monate lang umgeben hatte.

Weder wurde ich erwartet noch willkommen geheißen. Für meine Schwester gab es einen Namen – Erika – und ein Bettchen. Für mich war nichts vorbereitet, und ich wurde auf dem Schreibtisch meines Vaters abgelegt – für eine Nacht. Am nächsten Tag musste ich wieder ins Krankenhaus. Der Arzt, der mich so widerwillig aus dem Bauch meiner Mutter gezogen hatte, hatte mir ein Bein gebrochen.

Wenn ich später mit einem gelungenen Schulaufsatz nach Hause kam, sagte meine Mutter immer: »Schließlich hast du die erste Nacht auf einem Schreibtisch verbracht.«

In Stunden des Unglücks und der Verzweiflung schien mir mein Empfang auf dieser Welt nachträglich immer ein Zeichen dafür, dass ich sie besser gar nicht erst hätte betreten sollen.

In meiner frühen Kindheit, so wurde mir erzählt, war ich vor allem damit beschäftigt, mich gegen meine vitale, stärkere und manchmal aggressive Zwillingsschwester zu wehren. Sie hatte früher Laufen gelernt und drehte ihre Runden im Laufstall, indem sie sich am Geländer festhielt. Ich dagegen konnte mich nur mühsam auf meinen wackligen Beinen halten und klammerte mich ebenfalls am Geländer fest. Natürlich war ich für Erika nur ein Hindernis, und jedes Mal, wenn wir uns während ihrer rasanten Tour in unserem kleinen Käfig begegneten, warf sie mich zu Boden. Heulend zog ich mich wieder hoch, bereit für den nächsten Zusammenstoß.

»Erika ist so rück-sichts-los« – beschwerte ich mich später, als ich sprechen konnte.



Ilse-Margret (links) und
Erika Sperling, geboren
am 5.6.1914, im Winter
1919

Die Sprache war es schließlich, mit der Erika mir klar machte, dass ich ihre Befehle befolgen musste. Sie war älter als ich – eine ganze Stunde! Für ihre dominante Art hasste und bewunderte ich sie zugleich.

Wir wuchsen in Sibyllenort² auf, in einem großen Haus, das von einem großen Garten umgeben war. Es waren die harten Jahre des Ersten Weltkriegs, doch wir Kinder spürten nichts von den Entbehrungen. Unsere Eltern und die Großmutter versorgten uns gut.

Erika und ich waren unzertrennlich, verbunden durch häufige Kämpfe und Spiele, die meist Erika erfand, und durch Stunden inniger Zärtlichkeit. Als Erika kurz vor unserem neunten Geburtstag an Diphtherie starb, war mein Schmerz groß. Die Reaktion unserer Mutter auf Erikas Tod machte es mir nicht leichter: Sie bekam einen Nervenzusammenbruch.

² Sibyllenort, heute Szczodre, ist eine Ortschaft der Gemeinde Długoleka, früher Langewiese, nordöstlich von Breslau.

Ich war zu jung, um sie zu verstehen. Ich sah und fühlte nur, dass Mutter sich sehr veränderte. Sie verbrachte die meisten Tage im Bett, in einem abgedunkelten Raum, und weinte. Sie nahm selten an den Mahlzeiten teil und sprach wenig mit mir.

Eines Tages zog sie mich in einen dunklen Wandschrank. »Riech daran«, befahl sie, drückte mir etwas Weiches und Geruchloses ins Gesicht. »In diesem Hemd starb deine Schwester«, erklärte Mutter schluchzend. Auch ich begann zu weinen und wurde sofort so fest umarmt, dass es mir den Atem nahm.

Was ich zu diesem Zeitpunkt nicht wusste und erst später erfuhr: Mutter hatte die Glasampulle gefunden, die das Serum gegen Diphtherie enthielt, das der Arzt Erika gespritzt hatte. Das Datum auf der Ampulle zeigte, dass die Haltbarkeit des Serums schon Monate zuvor abgelaufen war.

Mein Leben änderte sich völlig. Plötzlich war ich ein Einzelkind und litt unter der übergroßen Fürsorge meiner Mutter.

Ich erinnere mich, dass mir nicht erlaubt wurde, zur Schule zu gehen, weil die Zeitungen voll von schauerlichen Berichten waren, in denen Kinder entführt und ermordet, ihre Körper zerstückelt und vermengt mit Rindfleisch (einer seltenen Handelsware) in Dosen abgefüllt und für den menschlichen Verzehr verkauft wurden. Außerdem, so argumentierte meine Mutter, bekäme ich in der nahegelegenen Schule Läuse. Wie gerne hätte ich es mit ein paar Läusen aufgenommen und dafür Freundschaft mit anderen Kindern geschlossen. In der Nachbarschaft gab es keine Kinder meines Alters, deshalb fühlte ich mich oft einsam.

Meine Befreiung vom Schulunterricht wurde beantragt und genehmigt, weil mein Vater früher Lehrer gewesen war. Doch aufgrund der schwierigen Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg war er ständig unterwegs. So gab er mir keine einzige Unterrichtsstunde. Vier Jahre lang wurde ich von meiner Mutter und meiner Großmutter unterrichtet.

Als ich zehn Jahre alt war, verließen wir Sybilleort und zogen nach Görlitz, einer Stadt in Niederschlesien, einem östlichen Landkreis Deutschlands.³ Hier begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Ich trat in die Lateinschule⁴ ein, wo ich starke und dauerhafte Freundschaften schloss.

3 Familie Sperling hatte vermutlich verschiedene Adressen, bis sie ab 1936 im Görlitzer Stadtteil Rabenburg in der Beethovenstraße 3 (östlich der Neiße) wohnte. Dort ist Vater Erich mit der Auskunftfei Bürgel im Adressbuch verzeichnet. Siehe Adressbücher der Stadt Görlitz 1923/24, 1925/26, 1927/28, 1929/30, 1930/31, 1936/37, 1938/39, 1941/42, Ratsarchiv Görlitz.

4 Das Görlitzer Mädchengymnasium hat eine über 200 Jahre alte Geschichte und befindet sich bis heute am Wilhelmsplatz. Ab 1911 hieß es Luisenschule, und ab 1959 Joliot-Curie-Gymnasium; Broschüre zum 225. Schuljubiläum im Mai 2004: Gersdorffsches Frauenzimmer-Institut, Gersdorffsche Mädchen-Erziehungsanstalt, Lehrerinnenseminar, Oberlyzeum, Luisenschule, Luise-Otto-Peters-Schule, Erweiterte Oberschule Frédéric Joliot-Curie, Joliot-Curie-Gymnasium Görlitz, herausgegeben von Lehrern und Schülern des Gymnasiums, Görlitz 2004, S. 4–14.

Eine gewisse Melancholie meiner Kindheit wich jetzt Vergnügen und Fröhlichkeit, vor allem, wenn ich nicht bei meiner Familie war. Ich bemühte mich, so selten wie möglich zu Hause zu sein, denn je älter ich wurde, desto mehr begriff ich, dass die Ehe meiner Eltern nicht im Himmel geschlossen worden war.⁵ Ihren häufigen Streitereien folgten lange Phasen, in denen sie überhaupt nicht miteinander sprachen. Das schmerzte mich mehr als ihr Streit. Ich erinnere mich an Sonntagsspaziergänge, bei denen mein Vater zehn Schritte vor meiner Mutter ging, während ich hin und herlief, im vergeblichen Bemühen, ein Gespräch zwischen beiden in Gang zu bringen.

Durch die Tatsache, dass mein Vater seinen Lehrerberuf hatte aufgeben müssen, verschärfte sich die Lage, denn er verdiente nie mehr genug Geld, um die Familie zu ernähren. Auch wenn die Großmutter mütterlicherseits aushalf, wurde das Geld immer knapper, was unter anderem auch meine Schulzeit verkürzte. Zwei Jahre vor dem Abitur, mit dem ich die Universität hätte besuchen können, musste ich die Schule verlassen. Es war eine schmerzliche Entscheidung, weil ich die Schule liebte. Ich hatte viel gezeichnet und gemalt, und man bescheinigte mir Talent. Doch jetzt gab es nicht mehr die leiseste Hoffnung, dass mein Traum – an der Berliner Kunstakademie zu studieren – in Erfüllung gehen würde. Stattdessen belegte ich einen Kurs in Schreibmaschine und Stenografie, was mich beides nicht interessierte.

Im Nachhinein betrachtet, ist es nicht verwunderlich, dass ich dem intensiven Werben eines Freundes meines Vaters nachgab. Und schließlich heiratete ich diesen Mann, der nur ein paar Jahre jünger war als mein Vater. Ganz Görlitz war schockiert: Dr. Vogel, der hochangesehene Zahnarzt, ließ sich von seiner zweiten Frau scheiden, warb um mich und heiratete mich. Doch nach einer kurzen unerfüllten und unglücklichen Ehe verließ ich ihn und reichte die Scheidung ein. Vierundzwanzig Stunden später nahm er sich das Leben.⁶ Meine Verzweiflung und die Schuldgefühle waren überwältigend.

In Görlitz verschrien als »Femme fatale«, floh ich nach Berlin⁷, wo eine Verwandte, die dort lebte, mir eine Stelle als Sekretärin vermittelte. Langsam, sehr langsam gewöhnte ich mich ein und begann, das Leben mit neuen Freunden zu genießen. Wir teilten gemeinsame Vorlieben ebenso wie Ängste und, besonders wichtig während dieser Jahre: Wir hassten Hitler. Er hatte der Welt noch nicht den Krieg erklärt. Doch dieser Krieg wurde von allen befürchtet, die nicht der hypnotischen und verheerenden Anziehungskraft Hitlers erlegen waren.

5 Ihre Mutter Margarete Sperling, geb. Gaertner, wurde am 26.6.1887 geboren, ihr Vater war der Volksschullehrer Erich Sperling, von dem kein Geburtsdatum bekannt ist.

6 Der Zahnarzt Dr. Walter Vogel starb am 28.5.1937, Sterberegister des Jahres 1937, Nr. 746, Ratsarchiv Görlitz. Der Zeitpunkt ihrer Heirat war nicht zu ermitteln.

7 Sie zog im September 1938 nach Berlin, wie sie auf S. 133 erwähnt.

Hier nun beginnt mein Bericht der Jahre, die folgten: Jahre der Bombenangriffe, des Hungers, der Brände, bis zur Eroberung Berlins durch die Russen – und natürlich Jahre der Freundschaften, die mir halfen, diese Zeit durchzustehen und zu überleben.